

ANTONIO
HILL

TOTE
LIEBE

KRIMINALROMAN SUHRKAMP



suhrkamp taschenbuch 4643

Ein verlassenes Haus am Stadtrand von Barcelona, im Keller zwei Leichen in liebevoller Umarmung – Héctor Salgado und sein Team ermitteln. Die Opfer gelten seit sieben Jahren als vermisst, wie vom Erdboden verschluckt, seitdem ihre Ménage-à-trois mit einem Freund in die Brüche ging. Schlug der sie einfach tot? Aus Eifersucht, aus Wut? Salgado macht ihn in der geschlossenen Psychiatrie ausfindig – ein Wrack, vollgepumpt mit Medikamenten –, doch trotzdem ist nach dem Verhör eines ganz sicher: Nicht nur er hatte damals guten Grund auszurasen. Vater, Bandkollege, Jugendfreundin, sie alle wurden von den Opfern bitter enttäuscht ...

Antonio Hill, geboren 1966 in Barcelona, hat Psychologie studiert und arbeitet als Übersetzer. *Tote Liebe* ist der Abschluss seiner Barcelona-Trilogie.

Thomas Brovot lebt als Übersetzer (u. a. Mario Vargas Llosa, Juan Goytisolo, Federico García Lorca) in Berlin.

ANTONIO HILL

TOTE LIEBE

KRIMINALROMAN

Aus dem Spanischen von
Thomas Brovot

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
Los amantes de Hiroshima
bei Penguin Random House Grupo Editorial, Barcelona.

Erste Auflage 2015

suhrkamp taschenbuch 4643

Deutsche Erstausgabe

© Suhrkamp Verlag Berlin 2015

© Antonio Hill, 2014

© Penguin Random House Grupo Editorial S.A.U., 2014

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Das Zitat auf S. 7 stammt aus *Die Drehung der Schraube*
von Henry James. Es folgt der deutschen Ausgabe des
Manesse Verlags 2010 in der Übersetzung von Ingrid Rein.

Umschlagabbildung: mauritius images

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46643-8

TOTE LIEBE

Doch er war schon herumgefahren, hatte abermals zum Fenster geblickt und hinausgestarrt, aber draußen nur den friedvollen Tag gesehen. Unter dem schlagartigen Eindruck des Verlusts, auf den ich so stolz war, stieß er den Schrei eines Geschöpfes aus, das in einen Abgrund stürzt; sofort streckte ich die Arme nach ihm aus, und dass ich ihn zu packen bekam, hätte seinen Sturz abmildern können. Ja, ich fing ihn auf, hielt ihn fest – man kann sich vorstellen, mit welcher heftiger Gemütsbewegung; nach einer Minute erst merkte ich, was ich tatsächlich in den Armen hielt. Wir waren allein mit dem friedvollen Tag, und sein kleines Herz hatte, der Macht des Bösen entrissen, aufgehört zu schlagen.

Henry James, *Die Drehung der Schraube*

PROLOG

Das erste Warnzeichen war ein Schatten im Spiegel. Ein kurzer, flüchtiger Fleck, gleich verbannt in die Tiefen des Verstands von einem Kribbeln, das ihr die Wirbelsäule hochkroch und sie zwang, die Augen zu schließen, während Daniel mit der Zunge über ihren Hals fuhr, eine ihrer empfindlichsten Stellen, das wusste er genau. Ein kleines Vorspiel nur, die feuchte Liebkosung verbunden mit dem Kitzel unrasierter Wangen, was seine Wirkung nie verfehlte – alle Zurückhaltung war wie weggeblasen, es überwältigte sie, versenkte sie in einen fast tranceartigen Zustand. Doch in einem Eckchen ihres Gehirns musste die Alarmglocke noch schrillen, denn als er innehielt, schaute sie wieder hin. Das Spiegelglas, alt und angelaufen, schenkte ihr nur das verschwommene Bild ihres Gesichts und von Daniels kräftigem, unruhigem Körper auf ihr. Sein Rücken glänzte vom Schweiß, der Hintern wie ein leuchtender, irgendwie komischer Klecks über den dunklen Schenkeln, die eigenen Hände angespannt, die Nägel in die Schultern des Freundes gegraben, als fürchtete sie, ihn zu verlieren.

Ein bekannter, erregender Anblick, und jede Spur von Angst verflog.

Der Spiegel war ihre Idee gewesen, Daniel konnte nichts damit anfangen. Aber beim Sex störte ihn kaum etwas, und wenn sie sich gern dabei sah, wenn es sie stimulierte, hatte er nichts dagegen. »Von mir aus kannst du welche an die Decke hängen«, hatte er gesagt, mit diesem hungrigen Lächeln, das sein ganzes Gesicht in Beschlag nahm, wenn sie von Sex sprachen, ein Gesicht, das sonst eher apathisch war. Also gingen sie einen kaufen, und zu ihrer Belustigung diskutierten sie in dem Möbelgeschäft vor einer schockier-

ten Verkäuferin das Für und Wider der verschiedenen Modelle. Schließlich entschieden sie sich für einen recht altmodischen, mit weißem Rahmen und schwenkbarem Korpus, und platzierten ihn noch am selben Tag neben dem Bett. Sie zog sich aus und legte sich auf die Laken, während er ihren Anweisungen folgte und das Teil so lange drehte, bis sie zufrieden war. Oder besser gesagt, bis er es leid war, sie bloß anzusehen, und sich auf diesen wundervollen Körper warf, der sich ihm dort ohne jede Scham darbot. Das war schon vor Monaten gewesen, so viele Dinge waren seither passiert. Nicht nur schöne. Schreckliche auch. Kurios war, dass sie in diesem leerstehenden Haus, an diesem unwirtlichen Ort, der zu ihrem Refugium geworden war, einen weiteren Spiegel gefunden hatten, das Holz längst morsch und mit einer Beschichtung, die man mit nichts mehr sauber bekam. Aber für ihre Zwecke reichte es.

Cris versuchte sich zu entspannen und diese Unruhe abzustreifen, die irgendwo lauerte, bereit, jeden Moment hervorzubrechen. Das Gefühl war nicht neu, es begleitete sie oft in letzter Zeit. Ganz in der Nähe flog ein eiserner Vogel zu seinem Nest, und als das Dach des Hauses unter dem donnernden Schatten der Maschine erzitterte, schlang sie ihre Arme noch fester um Daniel, drängte ihn mit einem Stoß, endlich zum Abschluss zu kommen, ehe der Verstand sich gegen den Trieb durchsetzte und ihre Lust versiegte, aber er hörte nicht auf sie. Vielleicht missverstand er sie auch, denn er hielt inne. Sag jetzt nichts, flehte sie wortlos, Scheiße, mach jetzt nicht alles kaputt!

»Geht es dir gut?«, flüsterte er ihr ins Ohr.

Cris ließ die Arme über seinen Rücken gleiten und dann links und rechts fallen, schlaff, schon in der Leere, die ein verpatzter Orgasmus gewöhnlich hinterlässt. Sie schaute zum Fenster, um dem Bild zu entgehen, das sich im Spiegel abzeichnete, wollte nicht die Enttäuschung in ihrem Gesicht

sehen, damit sie sich später nicht daran erinnerte. Es war nicht das erste Mal, dass ihr dieser Zustand der Leichtigkeit fehlte, diese frivole Besinnungslosigkeit, wie sie die richtige Mischung aus Alkohol und Kokain ihnen sonst schenkte.

So viel auch dagegensprach, so viele vernünftige Argumente sich anführen ließen: Sex ohne Drogen war nicht dasselbe.

Sie drückte ihr Gesicht an Daniels Brust und sog seinen Geruch ein. Dann hob sie den Kopf und schaute ihm in die Augen, die fast schwarz waren, was die dunklen, buschigen Brauen noch unterstrichen, und ein zärtliches Gefühl überkam sie, als sie sah, dass in seinem Gesicht noch Spuren der Schläge zu erkennen waren. Sie wollte ihm gerade die Spitze ihres Zeigefingers auf die Wange legen, den blauen Fleck, mit dem er wie ein abgehalfterter Boxer aussah, als sie etwas hörte, was sie nicht einordnen konnte. Bisher hatte sich zwar niemand diesem Haus genähert, das dort einsam in der Landschaft stand, aber ihnen war klar, dass jederzeit jemand hereinkommen konnte. Spielende Kinder, Jugendliche auf der Suche nach einem Ort zum Bumsen, Junkies, die sich einen Schuss setzen wollten, falsche Freunde. Cris hätte etwas gesagt, wenn er es nicht mit einem Kuss unterbunden hätte, um die Glut unter der Asche wieder zu entfachen. Er küsste sie wild, fordernd, und sie schmeckte den Daniel, den sie kannte, versuchte die Cristina zu sein, die sie immer gewesen war: frech, leidenschaftlich, stürmisch.

Und sie setzten alles daran, die Umgebung zu vergessen und was immer in letzter Zeit passiert war, führten noch einmal den Tanz auf, dessen Schritte sie kannten und tausendmal getanzt hatten, wollten nicht wissen, dass das Ergebnis, so sehr sie sich bemühten, schon etwas von Nachahmung hatte. Sie wollten sich lieben wie vorher, so als wäre nichts geschehen, aber sie schafften es nicht. Trotzdem re-

agierten ihre jungen Körper auf die Berührung, die Haut, und fünfzehn Minuten später hatte Cristina die tiefe Genugtuung, sich im Spiegel zu betrachten, Sekunden vor dem Orgasmus.

In dem Moment sah sie ihn. Ja, es gab keinen Zweifel, und bevor sie die Waffe in seiner Hand erblickte, dieses Ding, das kurz darauf gegen die Spiegelfläche schmetterte, spürte Cristina die Gefahr und ahnte, dass Daniel, völlig entspannt, nichts davon mitbekam. Sie versuchte ihn zu warnen, stöhnte auf eine Art, die mit Lust nichts zu tun hatte. Vergeblich. Die Eisenstange sauste mit voller Wucht auf seinen Kopf, gefolgt von einem dumpfen Krachen. Sie riss den Mund auf, wollte ihre Panik hinausschreien, doch der Schrei blieb stumm.

Cristina Silva nahm ein letztes Bild mit. In einer bitteren Vorahnung dessen, was ihr Ende sein würde, sah sie im gläsernen Spinnennetz des Spiegels ihr zersplittertes Gesicht. Und so, begraben unter einem leblosen Körper, der nur noch ein nutzloser Schild war, eine tote Last, die sie an jeder Bewegung hinderte, konnte sie gerade noch die Augen schließen, um diese Waffe nicht sehen zu müssen, die, nachdem sie Daniel den Schädel zertrümmert hatte, auch auf sie herabfuhr, ohne einen Funken Zweifel oder Mitleid.

Der Schmerz ist barmherzig. Beim ersten Schlag war sie bewusstlos und spürte nichts mehr.

DIE OPFER

Um das System zu überleben, muss man es überlisten. Für Héctor ist der Satz schon zu einem Mantra geworden. Er weiß nicht mal genau, woher er ihn hat, ob er ihn in einem Film gehört hat oder ob es ein Slogan ist, den jemand in diesen Zeiten der friedlichen Empörung losgelassen hat, aber der Spruch passt perfekt zu seiner Situation, und mangels eines besseren oder originelleren hat er ihn sich in den letzten Tagen zu eigen gemacht, denn er bringt es auf den Punkt; der einzige Satz, der ihm noch über die Lippen kommt, die These, die rechtfertigt, was er gleich tun wird.

Auf seinem unbequemen Stuhl, in diesem beleidigend leeren Raum hat sein Verstand nichts, womit er sich ablenken könnte, außer der Uhr an der Wand. Auf dem billigen Plastik, weiß wie die Wände, bewegen sich die Zeiger so langsam, dass es schon wehtut. Er weiß, das Warten ist Teil des Spiels. Er selbst ist auf der anderen Seite von Türen gewesen, die genauso aussahen wie die, die er jetzt am linken Ende des Raums vor sich hat, und ganz bewusst hat er die Vernehmung der Verdächtigen länger hinausgezögert als nötig. Das Warten irritiert, die Irritation schürt Nervosität, die Nervosität macht unvorsichtig, und dann bricht auf einmal die Wahrheit hervor.

Und genau das darf er sich heute nicht erlauben. Was er erzählen wird, könnte die Wahrheit sein. Und sie wird es sein, wenn man ihm nur glaubt. Davon hängt es ab: von seiner Standhaftigkeit, von seinem überzeugenden Auftritt, von der Selbstsicherheit, mit der er die Geschichte erzählt. Denn die Wahrheit ist kein absoluter Wert. Sie war es einmal, nicht lange her; jetzt nicht mehr. Er möchte sich einreden, dass die einzige wirkliche Wahrheit die ist, die man

ihm glaubt, auf etwas anderes können Sünder ohnehin nicht bauen. Er muss lächeln und fragt sich, wieso ihm dieses Wort in den Sinn kommt, »Sünder«, wo er nie ein gläubiger Mensch war. Wenn er in seinem Leben je an etwas geglaubt hat, dann an das, was er gleich verraten wird. An die Notwendigkeit, den Dingen auf den Grund gehen, die Tatsachen auszugraben und ins kalte Licht des Tages zu zerren. Er wünscht sich, dass die Vernehmungsbeamten nicht so sind wie er, der Inspektor, der bei jeder sich bietenden Gelegenheit gesagt hat, da die Justiz nun mal unvollkommen sei, sei der einzige echte Trost, die Taten aufzudecken.

Nicht dass er seine Prinzipien aufgegeben hätte. Nur weiß er jetzt, dass eine solche Katharsis manchmal wenig Tröstliches mit sich bringt. Eine Verurteilung, einen Fluch. Und vor allem kann sie unterm Strich sehr viel ungerechter sein als eine nützliche Lüge.

Er räuspert sich, und sein Blick fällt erneut auf die Uhr, die in ihrem eigenen Rhythmus vorrückt, frei von Wünschen oder Zwängen. So sollte die Ermittlungsarbeit sein, denkt er: ein Automatismus, ausgeführt mit ruhiger Beständigkeit, in sich stimmig. Aseptisch und unbelastet von Gefühlen. Doch die Wirklichkeit könnte unterschiedlicher nicht sein. Sie rückt stoßweise vor, bewegt von plötzlichen Eingebungen, die zuweilen einen Rückschritt bedeuten oder in einer Sackgasse enden. Danach geht es langsam wieder voran, man versucht, eine Lehre daraus zu ziehen, doch dann packt einen wieder die Leidenschaft und reißt einen mit. Manchmal, und mit etwas Glück, schafft man es nach einem solchen Sprint ins Ziel, mit schmerzdem Körper und benebeltem Kopf.

Deshalb passieren solche Dinge. Deshalb stirbt jemand. Deshalb ist er jetzt dort, wo er ist.

Das System zu überlisten, denkt Héctor, ist die einzige Möglichkeit, es zu überleben. Er holt tief Luft und hält sie in

der Lunge zurück, um den nötigen Mut zu schöpfen, um sich dem zu stellen, was ihn erwartet. Er hat noch nie gut lügen können, aber jetzt muss er es versuchen. Das Dumme ist, dass Rache für ihn nie ein Thema war. Alles wäre so viel einfacher, könnte er sich sagen, dass Ruths Mörder den Tod verdient hat. Aber so ist es nicht, das denkt er nicht, nie würde er für dieses »Auge um Auge« plädieren, es scheint ihm allzu vereinfachend, irrational, einem zivilisierten System nicht angemessen. Natürlich hat auch die Wut eine Rolle gespielt, aber sie gibt einem nicht das Recht auf Rache, nur auf Gerechtigkeit.

Dass der Mann tot ist, tut ihm nicht leid, nur bereut er, dass er es nicht vorausgesehen hat, dass er den Ereignissen nicht zuvorgekommen ist, dass er die Katastrophe nicht geahnt hat, bevor es so weit kam.

Deshalb, und auch aus ein paar anderen Gründen, ist seine Strafe klar. Er muss lügen und die Einsamkeit auf sich nehmen, die mit der Lüge stets einhergeht. Einfach auszuweichen, diese befreiende Katharsis, ist ihm verwehrt. Nur eine Person wird ihn auf seiner Reise begleiten, wenngleich aus der Distanz. Ja, auch das ist klar, und es schmerzt ihn mehr als sein eigenes Schicksal. Er muss noch mal Luft holen bei dem Gedanken an Leire Castro, an ihren felsenfesten Entschluss und ihre Hartnäckigkeit, die ihn am Ende angesteckt hat, und er bemüht sich, jede Verbundenheit aus seinem Kopf zu vertreiben. Aber es ist unerlässlich, entscheidend auch, das alles zu tilgen, noch die kleinste Erinnerung daran, dass er für ein paar Tage nicht nur ihr Chef gewesen ist. Also muss er vergessen, muss aus seiner Stimme diesen zärtlichen Ton verbannen, der ungewollt hervorbricht und die Gefühle verrät. Sie haben nicht darüber gesprochen, es war nicht nötig. Aber er ist sich sicher, dass sie zu demselben Schluss gelangt ist. Vielleicht ist es ohnehin das Beste. Vielleicht war alles nur dem Frühling geschuldet, oder dem

Fall, in dem sie gerade ermittelten und der geprägt war von Leuten, die sich den ungeschriebenen Gesetzen der Liebe entzogen, jenseits aller Vernunft. Aber darauf kommt es nicht mehr an. Die erste Strafe für die Lüge heißt: Leire zu vergessen.

Die Tür geht auf, und er zuckt zusammen. Die Zeiger der Uhr scheinen ebenfalls stillzustehen. Er erhebt sich, ganz langsam, täuscht die Ruhe vor, die es braucht, damit ihm das Publikum, das ihn auf der anderen Seite erwartet, seinen Auftritt abnimmt. Es wird nicht einfach sein. Aber darum geht es: das System zu überlisten.

Zu überleben.

Sowenig sie die Sommersonne verträgt, so sehr braucht sie sie heute. Sie hat einfach nicht in der Wohnung bleiben können, ihr fiel schon die Decke auf den Kopf, und da ihre Mutter für ein paar Tage bei ihr ist und auf Abel aufpassen kann, hat Leire sich entschlossen, hinauszugehen. Kaum auf der Straße, war ihr nicht mehr nach Spazieren zumute, und so hat sie sich einen freien Tisch in einem Straßencafé gesucht, wo sie nun seit einer Weile den Leuten zuschaut, ohne sie wirklich zu sehen. Das Einzige, was sie interessiert, das Einzige, woran Leire jetzt denken kann, ist Héctor und wie er die Fragen pariert. So wie sie gestern. Verfängliche Fragen, bohrend, nachbohrend. Die immer gleiche Frage, formuliert aus unterschiedlichen Blickwinkeln, bis einem jeder Zeitbegriff abhandenkommt und alles wie ein Déjà-vu erscheint. Fragen und Antworten verbinden sich zu einer eintönigen, fast freundlichen Sinfonie, mit plötzlichen Missklängen, auf die man zum Glück vorbereitet ist. Oder auch nicht. Wer weiß das schon.

Die Menschen ziehen über den Boulevard, die Sagrada Familia schiebt sich langsam vor die Sonne. Leire hat einen

Kaffee bestellt, aber der ist noch nicht da, und für einen Moment ist sie versucht, sich davonzumachen. Aber nicht nur aus diesem Café, sondern aus der Stadt. Entgegen ihrer Gewohnheit verspürt sie einen heftigen Drang, ihre Familie um sich zu wissen, ihre Eltern, sich zu ihnen zu flüchten wie ein kleines Kind, das mitten in der Nacht aufgewacht ist, bestürmt vom schlimmsten aller Albträume. Wirklich absurd. Sie hat nie nachts Angst gehabt, hat sich immer über ihren Bruder lustig gemacht, der, obwohl zwei Jahre älter, nächstens zu den Eltern ins Bett schlüpfte. Sie nicht. Nie hat sie unters Bett geguckt, ob da vielleicht ein Monster ist, hat keine Angst vor dem Butzemann gehabt, sich im Dunkeln keine Gespenster ausgemalt. Doch so anders ist es heute gar nicht; beunruhigend ist allein die Wirklichkeit. Was sie getan haben. Was sie gestern erzählt hat. Was Héctor jetzt gerade wahrscheinlich vorträgt. Was sie beide immer wieder werden sagen müssen, gemeinsam und jeder einzeln, bis der Fall ein für alle Mal abgeschlossen ist. Trotzdem hat sie kein schlechtes Gewissen. Sie ist überzeugt, dass sie getan hat, was sie tun musste, und damit verschwindet aus ihrem Kopf auch jede Angst vor allem, was nicht real ist. Nicht greifbar. Nicht von dieser Welt.

»Ich habe es für dich getan, Ruth«, murmelt sie, und auch wenn sie nie an Geister oder übernatürliche Einflüsse geglaubt hat, ist sie sicher, dass diese Frau ihren Segen geben wird. Langsam macht sich die Hitze bemerkbar, und sie schließt die Augen zu einem Spalt. Atmet ein. Wenn sie bloß entspannen könnte, aber Yoga oder Meditation war in ihren Augen immer albernes Zeug für Neurotiker. Was gäbe sie darum, könnte sie sich jetzt einen Bach vorstellen, einen blauen Himmel oder eine Quelle, aber in ihrem Kopf sind nur Bilder aus dem Haus, wo man die Leichen gefunden hat. Es ist Wochen her, aber sie kann es nicht vergessen, und so begibt sie sich in Gedanken noch einmal dort hinein. Um

sich an jedes Detail zu erinnern, jede Sekunde. Alles besser, als an das andere zu denken: den Schuss aus dem Nichts, wie eine Bombe; das Blut, diesen roten Fleck, der so klein war, dass er unmöglich das Leben eines Menschen enthalten konnte, ein Fleck, der den Boden fast schon ungehörig beschmutzte.

Noch immer kann sich ihre Fantasie nicht zu Sonnenaufgängen und plätschernden Bächlein durchringen, also hält sie sich an die anderen Toten. »Die Geliebten von Hiroshima« hat jemand sie in der Presse genannt, und so altbacken sie das Wort »Geliebte« findet, muss sie zugeben, dass es ein schönes ist, sie selbst hat es vor nicht langer Zeit benutzt, wenn auch ironisch. »Sind wir Geliebte?«, wollte sie wissen. Und Héctor hatte, auf den Lippen sein kleines Lächeln, mit den Schultern gezuckt, ohne gleich zu antworten.

Nein. Sie muss das Grübeln in den Griff bekommen. Muss sich wieder auf das tote Liebespaar konzentrieren, diese Geliebten jenseits aller Sehnsucht oder Gleichgültigkeit, die man an einem Morgen im Mai im Keller eines verlassenem Hauses fand, nebeneinander liegend, sich umarmend, als wären sie nach dem Liebesakt gestorben.